



Dr. Klaus von Dohnanyi  
23. Juni 1928. Deutscher Politiker  
und Manager. In Hamburg  
geboren. 1944/45 Kriegsdienst.  
1946 Abitur, anschließend  
Jurastudium in München mit  
Promotion zum Dr. jur. und  
Studienfortsetzung in den USA.  
1953–1960 Leitender Mitarbeiter  
bei Ford in Detroit und Köln.  
Nachfolgend acht Jahre lang  
Infratest-Geschäftsführer. 1968  
Wechsel des Sozialdemokraten  
in die Politik als Staatssekretär  
bzw. ab 1972 als Minister. Erster  
Bürgermeister seiner Vaterstadt  
in den Jahren 1981–1988. Nach  
der Wiedervereinigung verant-  
wortliche Tätigkeiten im Aufbau  
Ostdeutschlands, u. a. im Vorstand  
der Treuhandanstalt. Begehrter  
Schlichter bei Tarifstreitigkeiten.

## Dr. Klaus von Dohnanyi

*Erster Bürgermeister und Präsident des Senats der Freien und Hansestadt Hamburg*

### «Das geistige Gesicht Hamburgs»

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich bedanke mich herzlich für die freundliche «Chefkoch»-Begrüßung. In der Tat – Sie haben eben daran erinnert – fast genau auf den Tag vor zwei Jahren habe ich in diesem Saal zum «Unternehmen Hamburg» gesprochen. Damals standen die langfristigen Risiken und Chancen der wirtschaftlichen Entwicklung unserer Stadt im Vordergrund. Sie tun es auch heute. Denn die wirtschaftliche Entwicklung, die Ertragskraft der Unternehmen, Arbeitsplätze und Ausbildungsplätze bilden nicht nur die Grundlagen des Lebens der Bürgerinnen und Bürger, sie bestimmen auch ihre soziale Sicherheit und ihre kulturellen Chancen. Nur eine wirtschaftlich erfolgreiche Stadt kann beides gewährleisten.

Ich habe damals versucht, meine Antworten für unsere Stadt kann beides gewährleisten.

Ich habe damals versucht, meine Antworten für unsere Stadt besonders auf dem Hintergrund des tiefgreifenden wirtschaftlichen Wandels zu formulieren, und habe versprochen, eine neue Hamburg-Politik einzuleiten: Die Standort-Politik des «Unternehmens Hamburg».

Das Tal ist noch nicht durchschritten. Realismus in der Analyse, Besinnung auf die Stärken der Stadt und eine phantasievolle, mutige Öffnung für neue Entwicklungen sind notwendig.

Es wäre zu früh, Bilanz zu ziehen. Spürbare Ergebnisse können kurzfristig nicht erwartet werden. Der Weg, den Hamburg gehen muss, wird lang sein. Aber er führt nach oben. Fleiß, Ausdauer und Geduld werden wir haben.

Ein Zwischenbericht, den Wirtschaftssenator Lange und ich vor einigen Tagen gemeinsam mit Dr. Müller, dem Geschäftsführer der Hamburgischen Gesellschaft für Wirtschaftsförderung – eine Einrichtung übrigens, die ich vor zwei Jahren angekündigt hatte –, vorgelegt haben, zeigt, wie aus den Ankündigungen von vor zwei Jahren praktische Konsequenzen gezogen wurden und werden; dieser Bericht bestätigt mir die Richtigkeit des Kurses. Aber er lässt auch erkennen, wie viel noch zu tun ist.

Wenn der Bürgermeister zweimal innerhalb von zwei Jahren vor dem Übersee-Club über unsere, über seine Stadt sprechen darf, ist das eine Auszeichnung. Ich danke ausdrücklich für diese Großzügigkeit.

Nur scheinbar hat das heutige Thema «Das geistige Gesicht Hamburgs» wenig mit unseren wirtschaftlichen Problemen zu tun. Denn in Wahrheit sind beide, Geist und wirtschaftliche Zukunft, Kehrseiten einer Medaille.

Ich nehme daher hier ausdrücklich Bezug auf meine Rede zum «Unternehmen Hamburg», insbesondere auf die Bedeutung, die ich auch damals der Kreativität eingeräumt habe. Hamburg braucht einen Zustrom an kreativer Intelligenz, um seine Probleme zu meistern. Ich habe vor zwei Jahren auf die Bedeutung hingewiesen, die auch aus diesen Gründen Wissenschaft, Kultur und der allgemeinen Wohnqualität in unserer Stadt zukommen. Denn die kreative Intelligenz, nicht mehr gefesselt an die natürlichen Ressourcen – bei uns an den Hafen, im Ruhrgebiet an die Kohle – kann ihren Standort heute selbst wählen. Der Kopf – so habe ich damals gesagt – bringt seinen Standort mit. Und der Kopf will Qualität.

Ich möchte hier nicht lange darüber philosophieren, ob der Begriff «geistiges Gesicht» auf eine Stadt richtig angewandt ist. Herr Stödter hat eben selbst auf Charaktereigenschaften von Städten verwiesen. Wir sind uns sicher einig, dass Völker, Landsmannschaften und Städte einen «Charakter» haben. Und wir wissen: Es ist der Ausdruck des Geistes, der diesen Charakter prägt.

So wie der Geist den Menschen ausmacht, sehr viel mehr als zum Beispiel sein Wohlstand oder sein Bücherwissen, so prägt auch der Geist einer Stadt ihren Charakter. Erstaunlicherweise sind es nicht immer nur die Umriss des

Volkscharakters, die dann zum Ausdruck kommen. Es gibt den Volkscharakter der Italiener – aber wie verschieden sind Mailänder und Neapolitaner! wie verschieden sind die Amerikaner in New York und San Francisco, die Japaner in Tokio und Kyoto oder die Schotten in Glasgow und Edinburgh!

Das Sein bestimmt das Bewusstsein, so etwa hat Karl Marx einmal formuliert. Es ist banal festzustellen, dass Hamburgs «Sein», die Gründung, Entwicklung und Gestalt der Stadt, vorwiegend von der Lage am Wasser bestimmt ist. Von Chancen und Risiken der Wasserwege abhängig, hat sich Hamburg entwickelt, wurde Hamburgs Charakter geprägt.

Und dennoch, es gibt hier eine Besonderheit: Hamburg ist zwar eine der größten Hafenstädte Europas, liegt aber nicht am offenen Meer, anders als zum Beispiel New York oder Marseille.

Die nahezu binnenländische Lage, hundert Kilometer stromaufwärts und landeinwärts, hat aus Hamburg in erster Linie eine Handelsstadt, nicht eine Hafenstadt gemacht. Als idealer Verkehrsknotenpunkt zwischen Nord und Süd war für die Hafenstadt Hamburg das offene Meer keine tägliche Erfahrung. Nur die Wasserstände der Elbe lassen in Ebbe und Flut die Kraft der weit entfernten Nordsee spüren.

Mir scheint, dass diese geographische Lage die Hamburger hat anders werden lassen als zum Beispiel ihre wetterfesteren und wohl auch härteren friesischen Vettern an der Nordseeküste.

Hamburg hat insofern immer eine Sonderrolle gespielt. Kein Seehafen wie Lübeck oder Kiel, Marseille oder Genua. Aber auch keine Stadt des Binnenlandes wiederum wie Berlin, sondern eine Stadt im Lande und am Wasser, deren Lebensader in das große Meer – in den Atlantik – führt. So wuchs Hamburg zu seiner wirklichen Bedeutung auch erst mit der Erschließung der Weltmeere.

Eine solche Lage ist idealer Standort für Kaufleute, für Überseekaufleute, für Händler über die Kontinente. Nicht Seefahrer und Fischer, sondern Kaufleute und Händler bestimmten daher von Anfang an den Charakter der Stadt. Handel und Hamburg, das wurden Synonyma. Dies ist oft gesagt worden. Ich zitiere deswegen nur beispielhaft einen Bericht aus dem Jahre 1830 mit dem Titel «Hamburg in naturhistorischer und medizinischer Beziehung». Er wurde geschrieben «zum Andenken an die im September 1830 in Hamburg stattgefundene Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte». Darin heißt es:

«Die Hauptbeschäftigung der Hamburger ist der Handel, und zwar in seinem großartigsten, weltverknüpfenden Verhältnis. Der Welthandel ist das mächtige Triebrad aller Tätigkeiten, und alle Stände müssen ihm unmittelbar oder mittelbar dienen. Der Handelsstand ist daher hier der erste und als der erhaltende auch der angesehenste.»

Unsere Kammer heißt ja auch immer noch «Handelskammer».

John Strang, der gelehrte Stadtkämmerer der großen Hafenstadt Glasgow, reiste nur ein Jahr später, 1831, nach Hamburg und schrieb in einem seiner sechs hochinteressanten Briefe den Satz nach Hause: «Hamburg ist mehr als jeder andere Ort dieser Welt eine rein merkantile Stadt.» Und Hans Christian Andersen nannte Hamburg 1840 «das europäische Handelscomptoir». Ich möchte an dieser Stelle nicht wiederholen, was ich vor zwei Jahren hier schon sagte: Nämlich dass und warum industrielles Unternehmertum im Sinne der kreativen Verbindung von Naturwissenschaften, Technik und Kapital in Hamburg weniger umfassend entwickelt wurde, als zum Beispiel im Stuttgarter oder heute auch im Münchener Raum. Dies hat eben mit der Ausgangslage zu tun, mit dem «Sein» der binnenländischen Hafentlage und dem «Bewusstsein», dem Kaufmannsgeist, dem Geist des Händlers, der daraus geformt wurde.

Dieser Kaufmannsgeist ist auch heute noch ein wesentliches Merkmal des geistigen Gesichtes unserer Stadt. Aber Hamburg ist sehr viel mehr als «Kaufmannsgeist». Die nördliche Handelsstadt wurde wohl ebenso stark durch ein zweites Merkmal geprägt: durch die jahrhundertalte republikanische Verfassung.

Im weitesten Sinne ist allerdings wohl auch dieses Element der hamburgi-

schen Geschichte und des hamburgischen Geistes geographisch vorgegeben gewesen. Denn auch andere Hafen- und Handelsstädte im Norden Deutschlands entwickelten früh eine starke eigene Kraft, die Bestand und Schutz mehr bei sich selbst als bei einem Feudalherrn suchte.

Die Bürger Hamburgs haben schon immer auf Freiheit und Unabhängigkeit der Stadt gepocht.

Sie wollten sich selbst regieren – aus sehr einsichtigen, aber auch eigensüchtigen Gründen. Der Wohlstand der Stadt blieb so in ihren Mauern. Und Selbstverwaltung war zuverlässiger als irgendein entfernter Feudalherr.

Bürgerschaft und Rat – der spätere Senat – entwickelten schon sehr früh politische Strukturen, die bis in unsere Tage wirken.

Ich nenne unsere Stadt gern den «republikanischen Akzent der Republik». Diese Rolle spielt sie auch heute noch in der Bundesrepublik Deutschland. Ich sage bewusst nicht «demokratischer Akzent». Denn Hamburg, die Stadt der Händler und Republikaner, hat keine hervorgehobene demokratische Geschichte. Die Verfassung der Republik war nicht demokratisch, sondern bürgerlich-aristokratisch. Konnte es zu ihrer Zeit wohl auch gar nicht anders sein. Aber irrtümlich setzen viele oft beides gleich. Es ist richtig: Der Stadtstaat respektierte den freien Besitzbürger, lange bevor in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts demokratische Tendenzen in der europäischen Gesellschaft spürbar wurden. Aber Demokratie setzt eben die Gleichheit der Menschen, also aller Bürger, in ihren politischen Grundrechten voraus. Gleichgültig, ob sie Besitzende oder Nichtbesitzende sind. Hamburgs Gesellschaft aber war traditionell in dieser Zeit eine Klassengesellschaft, allerdings in erster Linie nicht begründet auf Herkunft, sondern auf Leistung. Und diese Leistung manifestierte sich in Hamburg im Besitz.

Unsere Stadtrepublik war also über lange Zeit ihrer Geschichte politisch insofern sehr fortschrittlich, als sie eben nicht die erbliche Herrschaft eines Hofes oder einer Familie kannte oder anerkannte. Sie gab den Bürgern eine sonst fast unerreichte Chance der Selbstregierung und der Freiheit. Allerdings: Im Rahmen des damaligen Verständnisses von Gleichheit.

Als aber die demokratischen Gleichheiten von den Bürgern aller Stände gefordert und schrittweise durchgesetzt wurden, trat Hamburg an die Spitze dieser Bewegung nicht. vielmehr versuchten die herrschenden «Republikaner» im Bewusstsein einer republikanischen und bis dato doch immer fortschrittlichen Verfassung sogar durch eine Rückkehr zum Drei-Klassen-Besitz-Wahlrecht den Zug der Zeit zum Stehen zu bringen. Vergeblich natürlich. Aber sie fühlten sich im Recht und in der Tradition ihrer freiheitlichen Institutionen.

Dann allerdings, als 1918 die erste deutsche Demokratie entstand, hat Hamburg in erstaunlich kurzer Zeit praktische und fruchtbare Konsequenzen gezogen. Der politische Wechsel im Rathaus führte ganz im Sinne der republikanischen Traditionen zwar zu einem Machtwechsel der Parteien, aber nicht zu einem Streit über die Interessen des Stadtstaates. Ein demokratischer Bürgersinn hatte sich geformt und hat sich bewährt.

Hieran, das sollten wir nicht vergessen, hatte die große Reformbewegung des neunzehnten Jahrhunderts, die Arbeiterbewegung, entscheidenden Anteil. Sie hatte gerade in Hamburg mit seiner republikanischen und liberalen Tradition nach harten Kämpfen eine Brücke zum Bürgertum schlagen können, über die der so notwendige Konsens nach 1918 und nach 1945 einen ungewöhnlich erfolgreichen Weg zur Entwicklung Hamburgs fand.

Der Geschichte der Arbeit in Hamburg eine Möglichkeit im Museumsbereich zugeben, erscheint mir deswegen auch als ein Weg, diesen Zug im geistigen Gesicht unserer Stadt zu unterstreichen.

Traditionsbewusstsein und damit Kontinuität gehören bis heute zu den markanten Zügen im geistigen Gesicht unserer Stadt. Dies hängt wohl auch mit der republikanischen Erfahrung zusammen. Denn die Selbstverwaltung der bürgerlichen Gesellschaft in den Stadtrepubliken hat – nicht nur in Hamburg, man denke zum Beispiel an Thomas Manns «Buddenbrooks» – immer starke Anpassungszwänge ausgeübt. Diese bürgerliche Gesellschaft war in der Regel weniger innovationsfreudig als Höfe und Residenzstädte.



In Hamburg gibt es noch heute viele Traditionen, in der Residenzstadt München dagegen nur Bräuche. Die Tradition ist etwas, was man respektiert; sie führt nahezu ein Eigenleben. Der Brauch ist dagegen etwas, was man lebt – oder verliert. Traditionen können auch Lasten sein, Bräuche höchstens unbequem. Mit Traditionen, um sich von ihnen zu «befreien», muss man brechen; Bräuche dagegen «gehen verloren». Und so kommt es, dass uns Traditionen sogar beherrschen können, wenn sie ihre soziale Bedeutung längst verloren haben.

Hamburg ist eine traditionsreiche Stadt, so sagen wir jedenfalls immer. und ich meine, diese Traditionen können auch heute noch Kraft spenden, vorausgesetzt allerdings, dass wir auch ihre Gefahren erkennen: die Gefahren nämlich des falschen Beharrens auf solchem Vergangenen, wenn es unserer Zukunft im Wege steht.

Die zögerlichen Fortschritte der Demokratie in Hamburg sind Beispiele dafür, wie eine Tradition auch im Wege stehen kann. Diese Erfahrung bleibt ein Hinweis für uns heute. Republikanischer Stolz und bürgerliches Selbstbewusstsein in einer sich schnell wandelnden Welt müssen vermeiden, eine progressive Vergangenheit gegen den notwendigen Fortschritt der Gegenwart aufzurechnen.

Zu den Traditionen des republikanischen Stadtstaates gehört auch das private Engagement im sozialen und kulturellen Bereich.

Republikanische Gesinnung erzeugt Leistungsbewusstsein. Im Prinzip sind ja für die vordemokratische Republik alle Bürger gleich: Die ungleichen politischen Rechte wurden mit den – angeblich – unterschiedlichen Leistungen – oder besser: unterschiedlichen Erfolgen – der einzelnen Bürger begründet. Und diese Unterschiede wurden als gerecht verstanden, da sie ja «verdient» waren – im doppelten Sinne dieses Wortes.

In Hamburg gab es folglich früher sehr große Unterschiede zwischen Arm und Reich. doch schon sehr früh erwachte in der Stadtrepublik auch ein Verantwortungsgefühl der Reichen für ihre benachteiligten Mitbürger.

Der Geist der Stifter und Mäzene hat in erheblichem Umfange die Geschichte und das Bild Hamburgs geprägt. Die soziale und kulturelle Selbstverantwortung, die kein Feudalherr oder Monarch ersetzen konnte, machte eine solche Haltung der Hamburger lebensnotwendig.

Hamburg hat heute 545 Stiftungen. Zahlreiche soziale Aufgaben wären heute ohne diese Stiftungen nicht mehr zu erfüllen. Dies gilt auch im Bereich der Wissenschaften und der Künste. Erst im vergangenen Jahr wurde eine der größten privaten europäischen Stiftungen, der «Förderpreis der Europäischen Wissenschaft», in unserer Stadt errichtet. Mäzenatentum, Stiftergeist, das ist Geist aus den alten Quellen der Stadtrepublik.

Hamburg hatte in seiner Geschichte zwar immer bemerkenswerte Stiftungen, aber auch lange Zeit hindurch bemerkenswert unzureichende staatliche Leistungen im sozialen, kulturellen und wissenschaftlichen Feld. Der Staat – die Stadt – meinte wohl, diese Aufgaben würden ja ohnehin «privat» wahrgenommen. So war zum Beispiel die Cholera-Epidemie von 1892 in erster Linie auf solche vom Staat verschuldeten Missstände zurückzuführen. Es ist schon bemerkenswert, was der damalige preußische Gesandte in Hamburg, Thielmann, im Oktober 1892 seinem Chef Caprivi nach Berlin zu berichten hatte. Nachdem Thielmann auf die großen hygienischen Versäumnisse in den Wohngebieten Hamburgs eingegangen war, führte er in seinem Bericht, der unter dem bis heute interessanten Titel «Mängel der hamburgischen Verfassung und Verwaltung» abgefasst war – den Bericht zu lesen lohnt sich heute noch – u.a. Folgendes aus:

«Wohl in keiner größeren deutschen Stadt ist die Steuerlast so leicht wie gerade in Hamburg.»

– Das ist nicht mehr richtig, meine Damen und Herren.

«An direkten Steuern aller Art zahlt der Hamburger wenig mehr als die Hälfte dessen, was der Berliner zahlt,»

– heute bekommt der Berliner vom Staat doppelt soviel Geld dazu –

«weil in Hamburg neben den staatlichen Steuern irgendwelche kommunalen Abgaben nicht bestehen. Trotzdem liefern die direkten Steuern rund 20

Millionen Mark, ziemlich genau das Doppelte der Summe, welche der Dienst der hamburgischen Staatsschuld einschließlich der Tilgung beansprucht;»

– da sind die Verhältnisse heute besser –

«in Preußen dagegen erfordert die Staatsschuld allein zu ihrer Verzinsung den ganzen Ertrag der direkten Staatssteuern. Wenn daher Sparsamkeitsrücksichten zur Entschuldigung schlimmer Missstände vorgebracht werden, so ist das auf seiten des hamburgischen Steuerzahlers wohl menschlich begreiflich, auf seiten der Regierenden aber nicht zu verantworten; wo es sich um Hafengebäuden handelte, welche dem Kaufmannsstand materiellen Gewinn versprochen, ist auch nicht gespart worden.»

Ich will ein Wort zur Sparsamkeit Hamburgs in der heutigen Zeit an dieser Stelle einfügen.

Meine Damen und Herren! Hamburg befindet sich in einer äußerst schwierigen Finanzlage. Ich weiß, dass über einige der Ursachen noch immer ein unangemessener Parteienstreit herrscht. Dieser erfasst in Hamburg leider auch Fragen, in denen eine Großstadt Einigung jenseits aller Parteigrenzen existenznotwendig braucht. Wobei diese Einigung mir übrigens für den größten Teil der politischen Aufgaben auch in Hamburg nicht nur notwendig, sondern auch möglich erscheint. Nun droht auch die Frage der Auswirkungen der Finanzverfassung des Bundes auf Hamburg in diesen Streit zu geraten.

Ich kann und will die komplexe Frage des Finanzausgleiches hier nicht in allen Einzelheiten vortragen. Aber die meisten von Ihnen sind Kaufleute oder haben einen Sinn für kaufmännische Fragen. So kann ich es knapp, einleuchtend und, wie ich meine, zwingend machen.

Von 1960 bis 1969 stiegen die Hamburger Einnahmen bei den Landessteuern, soweit sie dem Finanzausgleich unterliegen, um rund 89 Prozent. Das lag etwa auf dem Bundesdurchschnitt aller Länder, der damals 94 Prozent betrug.

Mit dem Jahre 1970 und der Inkraftsetzung der neuen Finanzverteilung fiel die Zuwachsrate der Hamburg verbleibenden Steuern jäh ab: nämlich auf 50 Prozent, wiederum bezogen auf 1960, während der Länderdurchschnitt auf 109 Prozent anstieg.

Zieht man als Basis 1970 und noch 1969 heran, so erreichte die Zuwachsrate der hamburgischen Landessteuern nach Zerlegung, aber vor Durchführung des Finanzausgleichs zwischen 1970 und 1984 für Hamburg 136 Prozent, gegenüber einem Bundesdurchschnitt der Länder von 190 Prozent. Hamburgs Zuwachsrate wurde die geringste, das – im Zuwachs – steuerlich schwächste Bundesland Nordrhein-Westfalen erreichte immerhin 171 Prozent, das Saarland 175 Prozent. Bremen blieb knapp über Hamburg, Bayern stieg auf 213 Prozent. Darüber wollen wir nicht reden.

Misst man nun aber die Entwicklung der Hamburg verbleibenden Steuern ohne diese Eingriffe in die Finanzverteilung durch die Gesetze von 1969, dann bleibt Hamburg fast im Durchschnitt der Länder. Und das beweist: Nicht Nachlassen der Steuerkraft, sondern der Verteilungsmechanismus seit 1969 ist die Ursache. Hamburg hat seit 1970 rund elf Milliarden DM an zusätzlichen Schulden aufgenommen. Ich mache hier nur eine Pauschalrechnung:

Hätte die neue Verteilung Hamburg bei den Ländersteuern im Bundesdurchschnitt belassen, so hätte die Stadt zwischen 1970 und 1984 etwa sieben Milliarden DM weniger Schulden aufnehmen müssen und damit die Schuldenlast gegenüber heute etwa halbiert. Hätte man uns wenigstens so viel von den in Hamburg verdienten Steuern gelassen, wie das Flächenland mit dem schwächsten Steuerzuwachs behalten durfte, nämlich Nordrhein-Westfalen, dann hätten wir fast fünf Milliarden DM weniger Schulden machen müssen, also sechs Milliarden DM statt elf Milliarden DM. Und wenn man uns – und das ist sicherlich ungerechtfertigt – wie Bayern behandelt hätte, dann wären es neun Milliarden DM mehr Einnahmen für Hamburg gewesen.

Die steuerliche Ausblutung, um nicht zu sagen: Ausbeutung, des Stadtstaates Hamburg, der seit 1970 nach Leistung aller auch von den anderen Bundesländern erbrachten Steuern insgesamt pro Einwohner rund 4000 DM

Finanzausgleich geleistet hat – ich vergleiche das mit dem wohlhabenden Land Baden-Württemberg mit 16200 DM pro Einwohner –, führt heute dazu, dass wir trotz sehr viel höherer Zinsleistungen – kein Wunder bei den geschil­derten Verläufen – deutlich weniger Geld pro Einwohner in Hamburg ausge­ben, als zum Beispiel in München oder Stuttgart ausgegeben wird.

Es kann aber nicht gerecht sein, dass wir seit 1970 6,8 Milliarden DM Finanzausgleich und rund fünf Milliarden DM zusätzliche – von denen ich noch gar nicht sprach – Lohnsteuererlegung geleistet haben, während der Freistaat Bayern in derselben Zeit 3,8 Milliarden DM aus dem Finanzaus­gleich zusätzlich bekommen hat, um mit diesen Mitteln, oder besser gesagt: auch mit diesen Mitteln, unsere Schwesterstadt München – ich sage ge­legentlich: unsere hübsche kleine Schwester, die ja auch eine Konkurrenzstadt ist –, soviel besser auszustatten, als wir Hamburg ausstatten können und konnten.

Sind wir eine Stadt mit hohen Ausgaben? Natürlich hat es Fehler gegeben. Das Persien-Geschäft, das «Astor»-Engagement sind Beispiele. Und das geht in Millionen, das ist unbestritten. Aber wenn wir feststellen, dass zum Bei­spiel beim größten Brocken, den Personalausgaben – Sie sollten sich die Zah­len einmal auf der Zunge zergehen lassen –, Hamburg seit 1970 bis 1982 eine Steigerungsrate von 127 Prozent hatte, der Länderdurchschnitt 187 Prozent – der Freistaat Bayern 207 Prozent –, dann bedarf es hier keiner Schelte der Stadt.

Hamburg hat zwischen 1970 und heute einen entscheidenden Fehler gemacht: nämlich – abgelenkt, ich wiederhole das, vom unsinnigen Parteien­streit über Sparen und Nichtsparen, – das dramatische Abhängen Hamburgs von der durchschnittlichen Einnahmeentwicklung der übrigen Bundesländer nach 1969 einfach zu übersehen. Nicht aufzuschreien, sondern nur zu versu­chen zu sparen, das war der kardinale Fehler. Jetzt ist es sehr spät – auch ange­sichts der entstandenen Lasten –, auch wenn Karlsruhe uns recht gibt.

Ich sage das hier aus zwei Gründen: einmal, weil wir auf Jahre – auch wenn der Finanzausgleich korrigiert wird – unendlich sparsam sein müssen; zum anderen aber auch, damit Sie wissen, wie sehr die Stadt alle Kräfte, politische und private, zusammenfassen muss, um zu bestehen.

Ich komme zurück zum Geist der Stadt: Kaufmännisch, republikanisch, stolz, traditionsbewusst und sparsam, das charakterisierte den Hamburger und kennzeichnet bis heute den Geist unserer Stadt. Ein traditionsreicher Pro­testantismus mit starker Beteiligung der Laien am kirchlichen Geschehen ergänzt das Bild bruchlos. Und auch die erst 1937 hinzugefügten Städte, die heutigen Stadtteile, haben bei aller Eigenständigkeit, die sie bewahrt haben, diesen Hamburger Geist aufgenommen und ergänzt.

Der Kaufmann, der die Welt kennt, orientiert sich nüchtern auf Fakten. Die republikanische Tradition des selbstbewussten, auf sich selbst gestellten Kaufmanns und Bürgers, führte zu einer eher leistungsorientierten Gesin­nung, die gewohnt ist, Leistung in erster Linie an den materiellen Ergebnis­sen zu messen.

Bei solchen Charakteranlagen hat es die Phantasie schwer. Künstlerische Eigenschaften, wissenschaftliche Gelehrsamkeit um ihrer selbst willen, ja alles nicht erkennbar Nützliche hatte in Hamburg immer einen schweren Stand. Das gilt wohl noch heute.

Allerdings muss gerechterweise hinzugefügt werden: Freie Reichsstädte und Stadtrepubliken hatten immer ein anderes Verhältnis zu Wissenschaft und Kunst als Residenzstädte. Denn was ich hier über Hamburg berichtet habe, galt – und gilt wohl noch – zum Beispiel für die Freie Reichsstadt Frankfurt, es gilt für Nürnberg eher als für München, es hat aber offenkundig deswegen auch wenig mit Norden und Süden zu tun. Die Residenzen konn­ten einfach aus der Konzentration des Vermögens in wenigen Händen schöp­fen und mit höfischem Ehrgeiz Künste und Wissenschaften intensiver und breiter pflegen als die Freien Städte und Stadtrepubliken. Hamburg kannte zum Glück der Bürger damals keine solche Konzentration der Vermögen in einer Hand, hat aber daher auch heute nicht die günstigeren kulturellen und wissenschaftlichen Bedingungen früherer Residenzstädte.

Ich komme noch einmal zu sprechen auf den Bericht «Hamburg in naturhistorischer und medizinischer Beziehung» von 1830, also von vor hundertfünfzig Jahren. Der Bericht fährt nämlich fort:

«Der Stand des Gelehrten ist nur insofern anerkannt, als er mehr oder weniger dem ersten – nämlich dem Kaufmann – unentbehrlich ist. Wer sich einfallen ließe, ohne Wissenschaft oder Kunst aus Liebe zur Sache und ohne praktische Anwendung zu üben, darf kaum auf Beachtung, und weniger auf Anerkennung und Unterstützung hoffen.»

Und jener Glasgower – John Strang –, der unsere Stadt die «merkantilsten Stadt der Welt» nannte, setzt in seinem Brief von 1831 hinzu:

«Von den Söhnen Hamburgs...»

– von den Töchtern Hamburgs wurde damals aus mangelnder Gleichberechtigung schlicht nicht gesprochen –

«kann man kaum den Zeitaufwand zur Verfolgung eigener literarischer oder wissenschaftlicher Studien erwarten oder die Bemühung bei anderen derartigen Neigungen zu ermutigen. Tatsächlich ist der literarische Rang hier etwa so wertlos wie Ordenssterne oder Bänder, und deshalb gibt es nur wenige um Literatur oder Wissenschaft verdiente Persönlichkeiten, die diese Stadt zum ständigen Aufenthalt gewählt haben.»

Wer von Residenzstadt zu Residenzstadt reiste, musste wohl einen solchen Eindruck haben. Aber der Geist der Stadt muss auf dem Hintergrund des Vergleichbaren und nicht des Unvergleichbaren beurteilt werden. Dann aber, wenn Hamburg als Freie Stadt, als Stadtrepublik beurteilt wird, dann allerdings fällt dieses Urteil ganz anders und viel positiver aus. Denn im Vergleich zu anderen Freien Städten oder Stadtrepubliken hat Hamburg in Wissenschaft und Kunst doch Beachtliches hervorgebracht.

Ich kann und will hier keine zusammenfassende Darstellung der Hamburger Kultur- und Geistesgeschichte geben. Es könnte doch nur bei einer unvollständigen Aufzählung bleiben. Aber die Historiker haben recht, wenn sie unterstreichen, dass Hamburg insbesondere im Zeitalter der Aufklärung, also im achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhundert, ein geistiges Zentrum Deutschlands war. Es sind nicht die großen Namen allein, die Klopstock oder Lessing, die Claudius und Heine, die neben vielen anderen so oft zur Rechtfertigung Hamburgs genannt werden. Es ist vielmehr das geistige Klima der Stadt, das damals eine breite und tiefe Ausstrahlung hatte, eine Ausstrahlung von geistiger Freiheit, von Toleranz und Liberalität. Und es sind diese Züge des geistigen Lebens unserer Geschichte, deren Spuren wir heute vielleicht am deutlichsten im Gesicht unserer Stadt noch erkennen.

Dabei ist natürlich nicht zu übersehen, dass zum Beispiel in der Musik die Kirchenmusik, also – wenn man so will – eine zweckbezogene Musik im Vordergrund stand. Und dass die bildenden Künste, nachdem eine frühe Sammlung vom Rat der Stadt verkauft worden war, erst mit Lichtwark und Brinckmann wieder einen geordneten und nicht nur sporadisch-privaten Einzug in die Stadt halten konnten.

Natürlich haben und hatten in der Stadt immer Künstler gewohnt und gearbeitet. Das gehört zu jeder menschlichen Gemeinschaft. Von Meister Bertram bis Johannes Brahms und Wolfgang Borchert hatte Hamburg auch große Söhne in den Künsten. Aber die Stadt, das geistige Gesicht der Stadt haben sie nicht bestimmt.

Die Künste dienten in erster Linie bürgerlicher Erbauung, und dies hatte natürlich Konsequenzen. So entwickelten sich die darstellenden Künste in besonderem Maße.

Hamburg gründete vor über dreihundert Jahren eine private Oper, die noch heute als Staatsoper besteht. Ihr großer Rang wurde immer wieder durch bedeutende künstlerische Leiter unterstrichen. Ich nenne nur Gustav Mahler als den wahrscheinlich hervorragendsten unter ihnen.

Aber auch die Hamburger Theater hatten und haben eine weit über Hamburg hinausreichende Bedeutung im deutschen Sprachraum immer gehabt. Lessings hamburgische Dramaturgie hat die Theatergeschichte Deutschlands geprägt. Und hier in Hamburg, der toleranten Stadt, konnten Theaterstücke wie zum Beispiel Schillers «Don Carlos» uraufgeführt werden, als sie aus der



Stuttgarter Residenz verbannt worden waren.

Was die Literatur angeht, so darf nicht vergessen werden, dass Hamburg schon im achtzehnten Jahrhundert Deutschlands größte Pressestadt war. Das erste Anzeigenblatt Deutschlands erschien in Hamburg. Wo der Handel blühte, hatte Information natürlich eine hohe Priorität. Wo Verlage entstanden und Zeitungen gedruckt wurden, dort bestand eben auch ein größeres Verständnis für Literatur und Liberalität.

Hamburg wurde nach 1945 wieder die größte Pressestadt im freien Teil Deutschlands. Wir sind es bis heute. Nun geht es darum, diese hervorragende Position auch im Wandel zu den neuen elektronischen Medien zu bewahren und auszubauen.

Ein letzter Punkt: Das Gesicht unserer Stadt wird wesentlich geprägt durch eine großstädtische Architektur, die zwar nicht im einzelnen Objekt, wohl aber als Ganzes an Schönheit in der Welt ihresgleichen sucht. Das «Kunstwerk Hamburg», wie Fritz Schumacher sagte. Und dies, obwohl in der Geschichte der Stadt zweck- und gewinnorientierter Kaufmannsgeist oft ohne Sinn für Tradition und Geschichte ererbte Schönheit nüchtern zeitgenössischer Wirtschaftlichkeit zum Opfer brachte. Fritz Schumacher, unser großer Stadtbaumeister, sprach damals von einer «jahrzehntelangen despotischen Herrschaft von Ingenieuren». Heute das gewachsene Gesicht Hamburger Stadtarchitektur in seiner Schönheit zu bewahren, ist eine unserer wichtigsten Aufgaben.

Meine Damen und Herren! Hamburg ist auch heute eine Stadt, die viele Künstler beherbergt. Aber die Künste entwickelten sich in Hamburg eben weniger um ihrer selbst willen denn als Ausgleich zur harten täglichen Arbeit des Bürgers, als Erbauung und Ergänzung, nicht aber als gleichberechtigter Partner. Ganz anders also, als im höfischen Leben der Residenzen.

Ähnlich zögernd war Hamburgs Haltung in der Entwicklung wissenschaftlicher Einrichtungen.

Auch hier muss man daran erinnern, dass das Johanneum über vierhundertfünfzig Jahre alt ist und dass schon mit der Gründung des Akademischen Gymnasiums eine erstaunliche Einrichtung zwischen Schule und Hochschule in Hamburg geschaffen wurde. Oder, dass die Patriotische Gesellschaft im Jahr 1767 mit der Gründung der Schule für Bauzeichnen und mit der «Handelsakademie» von 1768 ein bis in unsere Tage wirkendes Fundament für die berufliche Bildung in Hamburg legte.

Aber im neunzehnten Jahrhundert scheiterten alle Anläufe zur Gründung einer Universität. Immer wieder gab es Kommissionen zwischen Bürger und Senat, jahre-, jahrzehntelang wurde beraten, aber am Ende wurden alle Vorschläge verworfen. Gegen Kirchenpauer als Befürworter setzte sich schließlich Mönckeberg durch. Erst 1919 gelang die Gründung der heutigen Universität.

Und die Technische Universität, wohl zum erstenmal in einer Denkschrift des Altonaer Oberbürgermeisters Max Brauer 1928 vorgeschlagen, wurde schließlich 1978, fünfzig Jahre später, in Harburg von Bürgermeister Klose gegründet.

Es ist also einerseits völlig unzutreffend und ungerecht, wenn im geistigen Gesicht Hamburgs von kritischen Beobachtern Züge des Banausen gesehen werden, wenn man die Hamburger als «Pfeffersäcke» bezeichnet. Aber es bleibt andererseits richtig, dass Kunst und Wissenschaft nach Hamburg eher als praktische Helfer für das tägliche Leben des Bürgers und des Kaufmanns gelangten als um ihrer selbst willen. Und insofern hatten sie kein ursprüngliches Feld, etwa wie am Hof in Stuttgart oder Karlsruhe. Es würde sich lohnen, einmal der Frage nachzugehen, ob die große Zahl württembergischer Dichter im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert nicht doch etwas zu tun hat mit der großen Zahl erfolgreicher Erfinder und Unternehmer in demselben Land heute.

Aber, wie gesagt: Die Geschichte der Stadtrepublik war einfach eine andere als die der Residenzen. Und das wirkt sich bis heute aus. Es macht Künstlern und Wissenschaftlern das Leben an Elbe und Alster oft schwerer als im Süden



der Republik, wo die Höfe und ihre Residenzstädte den Ton angeben.

Was bedeutet dies alles für die Zukunft der Stadt heute?

Wir stehen vor einer Zeit beschleunigten Strukturwandels. Die kommenden Jahre werden in zunehmendem Umfang wieder Züge von Gründerjahren annehmen. Denn wo sich Strukturen schnell wandeln und wachsende internationale Arbeitsteilung sowie verschärfter Wettbewerb ständig neue Anpassungen an die veränderten Bedingungen erfordern, da wechseln auch die unternehmerischen Chancen schnell. Und das heißt, dass die schöpferischen Kräfte des Unternehmers im Sinne von Joseph Schumpeter zukünftig erneut an Bedeutung gewinnen werden, nicht nur in Hamburg.

Diese Entwicklungen schlagen sich bereits in den Statistiken nieder, und zwar nicht nur in der Bundesrepublik. Zunehmend werden neue, kleine Unternehmen gegründet. Die Mehrzahl der zusätzlichen Arbeitsplätze entsteht in solchen Unternehmen. Ganz neue Branchen entstehen über Nacht, andere vergehen fast ebenso schnell.

Wenn es um unternehmerische Kraft geht, so ist Hamburg – der Hamburger Geist – gut gerüstet. Denn, wie wir aus unserer Geschichte gesehen haben, kaufmännischer Geist hat diese Stadt groß gemacht. Insofern hat Hamburg auch eine ungewöhnliche Chance in den vor uns liegenden Jahren.

Aber es gibt auch Probleme. Denn die neuen unternehmerischen Fähigkeiten verlangen immer stärker auch kulturelle Eigenschaften, verlangen vom Unternehmer eine Beziehung zu den Wissenschaften und Künsten. Das gilt nicht nur, aber natürlich in besonderer Weise für den wachsenden Bereich der Kommunikations- und der Medienwirtschaft. Es gilt aber auch für die neuen Industrien, ja sogar für den Strukturwandel der alten.

Das Unternehmertum der Zukunft wird deshalb weniger bestimmt werden von den Fähigkeiten, die im engeren Sinne den Händler qualifizieren, als von solchen Fähigkeiten, die der wissenschaftlich orientierte Kaufmann oder sogar der kaufmännisch orientierte Wissenschaftler und Techniker mitbringt. Und für die in Hamburg besonders wichtigen Bereiche der Kommunikationswirtschaft müssen sogar Fähigkeiten entwickelt werden, die Wissenschaft und kulturelle Produkte mit Kapital unternehmerisch verbinden.

Die Geschichte unserer Stadt und der von ihr bestimmte Charakter haben die hierfür erforderlichen Eigenschaften nach meinem Urteil bisher zuwenig ausgeprägt. Die Verbindung von Wissenschaft, Technik und Wirtschaft, aber auch von Kunst und Dienstleistungen in der Wirtschaft, gehören nicht nur hamburgischen Tradition. Wir müssen das nüchtern erkennen.

Ja, Künstler und Wissenschaftler, sie sind, wenn man so will, geistig eher ein Gegensatz zum Kaufmann im Sinne unserer Tradition. Die einen, die Künstler und Wissenschaftler, sind Individualisten, sie versuchen scheinbar Überflüssiges zu erkennen und gestalten ihre Werke außerhalb der akzeptierten Realität. sie sind Sucher um des Suchens willen. Die Kaufleute dagegen sind Organisatoren der Realität, sie sind Realisten, wenn auch wagemutige. Sie sind zweckorientiert. Sie sind nicht Träumer, sondern Macher.

Künste und Wissenschaften können zwar große wirtschaftliche Erträge erbringen, aber sie tun dies meist gerade nicht für diejenigen, die sie nur um dieses Zieles willen betreiben wollen. In den Künsten und Wissenschaften sind wirtschaftliche Erfolge immer nur Nebenprodukte. Angenehme, manchmal auch ungewöhnlich ertragreiche, aber doch eben nur Nebenprodukte. Insofern entspricht der Geist der Wissenschaft und Kunst im Kern nicht dem Kaufmannsgeist unserer Stadt. Denn Wissenschaft und Kunst, das ist auf jeden fall in ihren Höhepunkten ein Tun ohne erkennbaren Zweck, ohne unmittelbare Anwendung, und damit ohne vorrangige Wirtschaftsinteressen.

Mit dem Eindringen allerdings der Wissenschaften in die Wirtschaft über den Weg neuer Techniken verändern sich die Wissenschaften und verändern sich nun auch entsprechend die Anforderungen an den Unternehmer.

Die Wissenschaften werden ihrerseits in immer stärkerem Umfange auf Zwecke wirtschaftlicher Nutzung ausgerichtet. Aber, meine Damen und Herren, so richtig das ist, wir wissen auch, dass dies nur möglich ist auf dem Fundament einer breiten und im engeren Sinne nicht zielorientierten, zweck-

orientierten Grundlagenforschung, ohne die auch die stärker von wirtschaftlichem Wettbewerb bestimmte angewandte Forschung nicht fortschreiten kann.

Auf der anderen Seite verändern sich aber auch die Anforderungen an den Unternehmer. Er muss lernen, nicht nur komplizierte wissenschaftliche Abläufe zu verstehen. Er muss, was noch wichtiger ist, lernen, die Wissenschaftler selbst zu verstehen, mit Wissenschaftlern umzugehen, ihr Anderssein, ja die Besonderheiten der Wissenschaftler oder gar ihre Absonderlichkeiten zu respektieren als gleichberechtigte Formen nicht nur geistiger Arbeit, sondern zukünftig sogar unternehmerischer Kraft. Noch komplizierter wird dies für den Unternehmer dort, wo «Künstler» im weitesten Sinne am Unternehmensprodukt beteiligt sind, wie zum Beispiel in den Medien.

Der moderne Unternehmer ist nicht mehr in erster Linie Mäzen der Wissenschaften und der Künste. Er wird Partner. Dasselbe gilt übrigens – dies sei hier nachdrücklich angemerkt – für Politik und Verwaltung.

Hier in der Begegnung von Kultur und Wirtschaft im weitesten Sinne liegt also eine zentrale Aufgabe der Zukunft, auf die Hamburgs Wirtschaft, aber eben auch Hamburgs Politik und Verwaltung, noch nicht ausreichend gerüstet und vorbereitet ist.

Die Lösung der Aufgabe kann nicht in erster Linie, jedenfalls nicht allein, von der Politik erbracht werden. Vielmehr wird es darauf ankommen, dass sich Wissenschaft, Kunst, Wirtschaft und Politik begegnen und immer wieder den Versuch unternehmen, durch ein besseres Verständnis voneinander und durch persönliche Beziehungen der Menschen in diesen Bereichen, die Entwicklung unserer Stadt zu fördern.

Es wird in der Stadt immer wieder über eine allzu starke Abschottung der verschiedenen Berufs- und Arbeitsbereiche voneinander geklagt. Ich kann dem nur zustimmen. Gelegentlich bin ich erstaunt zu entdecken, wer wen in der Stadt nicht kennt, obwohl man eigentlich gemeinsame Interessen und gemeinsame Aufgaben haben müsste. Sicherlich, es gibt viele Frauen und Männer in der Wirtschaft, die zum Beispiel insbesondere in den Aufsichtsgremien der Theater und Museen, aber auch an Universitäten, Fachhochschulen und Schulen, schon heute eine solche Begegnung der unterschiedlichen geistigen Bereiche unserer Stadt möglich machen. Aber dies sind doch, so scheint mir, eher noch zu seltene Ausnahmen. Natürlich gibt es Klagen über die Abschottung gesellschaftlicher Gruppen voneinander nicht nur in Hamburg. Sie ist ja auch eine Folge der Arbeitsteilung und Spezialisierung. Aber ist sie bei uns vielleicht nicht doch begründeter als woanders?

Die Politik kann versuchen, Begegnungen zu ermöglichen, die in diesem Sinne fruchtbar für die Stadt wären. Ich glaube, dass zum Beispiel unser Bemühen, die Festsäle des Rathauses für Begegnungen aller Art immer öfter zu öffnen, ein Beitrag zu dieser notwendigen Entwicklung ist. Aber natürlich nur ein bescheidener Ansatz. Aus meiner Sicht müssen die Interessen noch stärker miteinander verflochten werden, um Begegnungen und Austausch zu fördern.

Ich meine, wir sollten uns an dieser Stelle auf unsere Tradition besinnen. Wir sollten erkennen, dass es im wirtschaftlichen, im kaufmännischen Interesse liegt, in Hamburg an den Hochschulen und Instituten nicht nur die angewandte Forschung, sondern auch die mit ihr jeweils verbundene Grundlagenforschung verstärkt auch aus privaten Mitteln zu finanzieren. Nur so können wir die richtigen Forschungsschwerpunkte für unsere Stadt auch wirksam herausbilden.

Lehrstühle könnten zum Beispiel durch Stiftungskapital zusätzlich ausgestattet werden. Aber es gibt auch die Möglichkeit, kleinere Unternehmen in ihrem unmittelbaren Interesse und im Interesse der Stadt zu beteiligen. So würde zum Beispiel eine Vereinsgründung zur Ausstattung eines Lehrstuhles erlauben, dass relativ kleine Beiträge zahlreicher mittelständischer Unternehmen zusammengefasst werden können und dass ein solcher Verein dann auch Einfluss nehmen kann auf die Schwerpunkte, die mit diesen Mitteln bearbeitet werden sollen. Das können und dürfen allerdings eben nicht immer nur Ziele der angewandten Forschung sein; denn die Grundlagenforschung

bleibt das notwendige Fundament.

Ich gebe zu, dass es an den Hochschulen auch immer wieder Argumente gegen solche Finanzierungsformen gibt, gegen die so genannte Industrieforschung. Ich bin der Auffassung, dass wir diesen Argumenten entgegentreten müssen und auch erfolgreich entgegentreten können. Hierfür gibt es zahlreiche Beispiele. Notfall muss eine neue Instituts- und Arbeitsform gefunden werden, die diese Form einer aktiven Beteiligung der Wirtschaft an der Forschungsfinanzierung in Hamburg ermöglicht.

In dieser Beziehung fand ich eine Nachricht der letzten Tage interessant: Die bayerische Staatsregierung versucht, den Nobelpreisträger von Klitzing nun, nachdem er vor Jahren an der Technischen Universität in München nicht entsprechend zum Zuge gekommen war, wieder vom Max-Planck-Institut für Festkörperforschung in Stuttgart zurückzugewinnen. Und sie tut dies, indem sie ein Institut in der Größenordnung von 20 Millionen DM für seine Forschungszwecke zur Verfügung stellen will. Ein Drittel des Betrages soll von einem großen Unternehmen übernommen werden. Wichtig ist auch, dass das Institut an der Universität eine Organisationsform bekommen soll, die es Klitzing erlauben würde, an der Hochschule in München Forschungsbedingungen zu haben, wie sie sonst nur an Max-Planck-Instituten möglich sind.

Ich glaube, dass derartige Schwerpunktsetzungen auch in Hamburg erforderlich sind, vielleicht sogar in Hamburg in besonderer Weise. Auf die finanziellen Engpässe, die die staatlichen Finanzen haben, habe ich hingewiesen. Aber dort, wo sich private Initiative im Interesse der Unternehmen heute und im Interesse der Zukunft unserer Stadt auf diese Weise engagieren würde, würde auch die Stadt trotz der finanziellen Engpässe, dessen bin ich sicher, ihren Leistungsanteil nicht versagen.

Die Zukunft der Hamburger Universitäten wird nämlich entscheidend von ihrer Forschungsqualität abhängen. Und diese wiederum hängt in erster Linie von der Qualität einzelner Wissenschaftler und nicht irgendwelcher Gremien ab. Qualität wird nicht von Behörden beurteilt, sondern von Kolleginnen und Kollegen der Wissenschaft, allerdings nicht nur in Hamburg, sondern in der ganzen Welt.

Es ist verständlich, dass an Universitäten eine Neigung besteht, in Vorschlagslisten für Berufungen dem hervorragenden Außenseiter nur selten eine Chance zu geben. Dass Professoren auch die Neigung haben, Berufungen zu fördern, die geeignet sind, das Licht in entsprechenden Fachbereichen möglichst gleichmäßig zu verteilen, ist verständlich. Darauf hat schon Max Weber mit unübertroffener Offenheit hingewiesen.

Aber wir müssen in unserer Stadt gemeinsam mit den Universitäten Wege finden, um derartige Barrieren, wo sie bestehen sollten, zu durchbrechen. Das ist im Falle von Walter Jens zum Beispiel leider nicht gelungen. Es muss uns aber zukünftig in all den Fällen gelingen, in denen wir herausragende Wissenschaftler nach Hamburg holen sollten und könnten, insbesondere in den Natur- und Technikwissenschaften. Denn nur über Qualität können wir die wissenschaftliche Entwicklung unserer Stadt fördern, dass sie der Zukunft Hamburgs gerecht wird.

Dazu gehört dann auch, dass wir Wege finden, um besonders befähigten Wissenschaftlern an der Universität oder in Zusammenarbeit mit der Universität Möglichkeiten einzuräumen, die ihnen einen besonderen Spielraum geben in der Wahl zwischen Forschung und Lehre und die ihnen auch einen größeren Einfluss auf die Personalauswahl ihrer unmittelbaren Mitarbeiter geben. Hier gibt es auch in Hamburg noch zu viel Bürokratie. Wir haben das Problem der großen Universität weder in unserer Stadt, so scheint mir, noch in anderen Städten wirklich gelöst. Ich glaube, dass hier dringliche Reformen in den kommenden Jahren vor uns liegen.

Aber, wie gesagt, der Staat allein kann diese Aufgabe nicht bewältigen. Wir brauchen hier die Kraft der ganzen Stadt. Und wir brauchen auch eine neue Einsicht der Wirtschaft in dieser Stadt in ihre Interessen bei der Förderung von Gebieten, die scheinbar nichts mit den unmittelbaren Erträgen der Unternehmen Hamburgs zu tun haben. Und die doch so nachdrücklich, wie uns die Geschichte dies jetzt lehrt, und so schmerzhaft, wie sie uns das lehrt, am Ende

so große Erträge bringen können.

Ein besonderes Aufgabenfeld stellt sich nach meiner Überzeugung im Bereich der beruflichen Qualifikation. Weil es in bestimmten Feldern an einer vergleichbaren Zahl von Unternehmen heute in Hamburg fehlt, fehlt es dann häufig auch an genügend qualifizierten Mitarbeitern in solchen Unternehmen, wenn sich solche Unternehmen in Hamburg niederlassen wollen. Wiederum haben wir es immer häufiger zu tun mit der Überschneidung zwischen technischen, wissenschaftlichen, kaufmännischen und gelegentlich auch künstlerischen Tätigkeiten.

Meine Damen und Herren! Die Patriotische Gesellschaft hat im achtzehnten Jahrhundert einen bemerkenswerten Schritt getan, um die Qualifikation Hamburger Bürger zu bessern, als der um Hamburg herum wachsende Merkantilismus – und einen solchen gibt es ja heute auch unter Bundesländern wieder – die wirtschaftlichen Grundlagen unserer Stadt zu gefährden drohte. Ich frage mich daher heute, ob die Patriotische Gesellschaft nicht erneut, und zwar gemeinsam mit der Stadt, einen Anlauf unternehmen könnte, um besondere Qualifikationen nach Hamburg zu ziehen und in Hamburg auszubilden. Zum Beispiel durch Stipendien für jüngere Menschen aus unserer Stadt oder durch Stipendien für Menschen, die aus anderen Städten nach Hamburg kommen sollen. Ich meine, wir sollten dieser Frage einmal gemeinsam nachgehen.

Ich möchte mich nun dem Bereich der Künste zuwenden; ich sage ausdrücklich nicht «der Kultur», weil ich meine, dass zur Kultur ein viel breiterer Bereich gehört, schließlich ist auch die Wirtschaft ein Teil unserer Kultur.

Hamburg hat seine große Theatertradition in den letzten Jahren wieder erneuert. Und ich bin sicher, dass wir dies in den kommenden Jahren immer deutlicher spüren werden. Es ist verständlich, dass es gerade im traditionellen Publikum unserer Theater und der Staatsoper sowie der Hamburgischen Philharmonie auch Kritik an einer stärkeren Akzentuierung der Moderne gibt. Man hört dann: Hamburg hat doch eine Tradition. Aber hier möchte ich an Sie sehr nachdrücklich appellieren: Wir werden in unserer Stadt ein wirkliches Klima für Wissenschaften und Künste nur dann schaffen, wenn wir uns mit großer Geduld gerade den neuen Entwicklungen öffnen. Nicht indem wir den Moden jeweils nachlaufen, aber indem wir lernen, geduldiger zuzuhören und zuzuschauen, das Gespräch mit den Künstlern zu führen und zu verstehen versuchen, warum das Neue so gemacht wird.

Ich habe an anderer Stelle einmal gesagt – und mir wird dieser Satz immer wieder, zum Teil positiv, zum Teil auch kritisch, entgegengehalten –, dass wir es lieben, unsere Klassiker auf der Bühne wiederzuerkennen. Ich stehe zu diesem Satz. Er bedeutet für mich, dass niemand das Recht hat, leichtfertig Kunstwerke, die ein anderer geschaffen hat, bei der Wiedergabe zur eigenen Profilierung bis zur Unkenntlichkeit zu verbiegen.

Aber der Satz bedeutet für mich nicht ein Verschließen gegenüber neuer Kunst oder neuer Interpretation. Er bedeutet aber ein Bedürfnis nach Qualität und Ernsthaftigkeit, auf die wir einen Anspruch haben.

Im Bereich der privaten Theater hat Hamburg ein relativ breites Angebot. Was wir tun könnten, um die «off-broadway»-Szene – wie das unter Fachleuten heißt und wie man das in New York nennt – in unserer Stadt noch stärker zu stimulieren, noch mehr Witz und Kritik in eine noch vielfältigere Theaterszene zu bringen, darüber lohnt es auch gerade in der Partnerschaft zwischen Kunst und Wirtschaft nachzudenken.

Schwieriger ist die Situation in Hamburg gegenwärtig für den Film. Kinos sind ein wichtiger Bestandteil modernen städtischen Kulturlebens, sie haben eine Tradition und Bedeutung in Hamburg. Wo sie sich erneuern und den Bedürfnissen einer Verbindung aus Filmvorführung und Kommunikation, zum Beispiel mit einer Kneipe, mit einem Restaurant verbunden, zu entsprechen versuchen, dort können sie wohl auch am ehesten die von Fernsehen und Video verursachte Lebenskrise der Filmtheater überleben; denn eine solche Lebenskrise sehen wir sich gegenwärtig vollziehen. Wiederum: Ich meine, hier müsste sich eine neue Partnerschaft zwischen Wirtschaft und Kunst – also zwischen Wirtschaft und Filmtheatern – formen lassen. Die Stadt ist



dabei, hierfür Modelle zu entwickeln.

Filmförderung soll Filmproduktion nach Hamburg bringen. Sie ist in München und in Berlin heute um ein Vielfaches größer als in Hamburg – finanziell. Der Senat wird daher noch in diesem Winter mit einem Filmförderungskonzept befasst werden, von dem ich hoffe, dass es, wenn auch nicht finanziell in vollem Umfange – das können wir gar nicht –, so doch durch seine Akzentuierung einen Ausgleich für das heutige Gefälle gegenüber München und Berlin schafft.

Ich brauche über die Medienwirtschaft im Allgemeinen hier nicht zu sprechen. Wir haben in diesen Tagen einen internationalen Medienkongress in der Stadt. Das Hamburgische Mediengesetz wird morgen durch die erste Lesung in der Bürgerschaft gehen und dann in der vorliegenden Fassung in zweiter Lesung verabschiedet werden. Wir sind also auf dem richtigen Wege. Die Stadt hat jedoch in einem Bereich, nämlich in dem der Buchverlage, während der letzten Jahrzehnte erhebliche Verluste erlitten, und wir haben daher da einen erheblichen Nachholbedarf. Wir werden versuchen, durch entsprechende Fördermaßnahmen wieder einen Ausgleich zu finden. Das Buch bleibt bei den Medien ein Schlüsselbereich.

Wir haben eine große musikalische Tradition und gute Orchester in Hamburg. Aber, wenn ich es richtig beurteile, so haben wir heute keines, das mit den großen Orchestern zum Beispiel in Berlin, München und Wien vergleichbar wäre. Dies gilt wohl auch für den Vergleich mit anderen europäischen Großstädten.

Musik ist aber nicht nur ein wichtiger Teil des geistigen Gesichtes unserer Stadt. Musik ist auch ein ganz erheblicher Wirtschaftsfaktor. Man schätzt den Umsatz der «Musikindustrie» in der Bundesrepublik auf über 25 Milliarden DM. Hamburg darf auch aus diesem Grunde den Anschluss hier nicht verlieren. Was uns in diesem Felde gelingen kann, werden wir in den kommenden Monaten und Jahren zu beraten und zu entscheiden haben. Ich möchte Ihnen dabei die Hamburgische Philharmonie ganz besonders ans Herz legen.

Schließlich ein Wort zu den bildenden Künsten. Hier verfügt Hamburg über eine vorzügliche Sammlung im frühen Bereich, besonderer Schwerpunkt neunzehntes Jahrhundert, in Teilen bis in die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts. Aber es wird allgemein – und mir scheint, zu Recht – beklagt, dass wir keine ausreichende Möglichkeit haben, zeitgenössische Kunst zu sammeln und zu zeigen. Leider viel zu spät – hier haben die Kritiker mit den «langsamen Mühlen des Senats» entschieden recht – kommt es jetzt auch städtebaulich zu einem qualifizierten Ausbau der Museumsinsel. Endlich werden große Wanderausstellungen auch in Hamburg ihren Platz finden. Und ich meine, dass wir auch hinsichtlich einer neuen zeitgenössischen Sammlung Wege finden können und werden. Ich hoffe, dass Vorschläge in absehbarer Zeit den Bürgern unterbreitet werden können.

Wirtschaft, Wissenschaft und die Künste gewinnen einen immer internationaleren Charakter. Die neuen Möglichkeiten der Kommunikation haben aus regionalen Märkten Weltmärkte und aus dem, was die Angelsachsen so plastisch «the national communities of sciences and arts» nennen, internationale Verflechtungen gemacht. Hamburg wird es hier nicht schwer haben. Wir bezeichnen uns bis heute gern als das «Tor Deutschlands», als das «Tor zur Welt». Wir sind auch ein «Tor der Welt»: nach Deutschland und nach Europa. Wir geben damit wohl auch zu erkennen, dass wir gern zu beiden Seiten gehören möchten: zum eigenen Lande und zur Welt. Dass wir eigentlich mehr Durchgang sind, mehr Vermittlung, mehr Scharnier als nur ein Teil des Ganzen.

Heute heißt aber, die Welt zu kennen, immer stärker auch, von der Welt zu lernen. Wir Hamburger, historisch stärker als andere auf uns selbst gestellt, neigen immer noch zu sehr dazu, auch mit uns zufrieden zu sein. Sich umzusehen in Deutschland, in Europa und in der Welt, ist aber eine vordringliche Forderung der Zeit, um zu lernen – auch für unsere Stadt.

Hamburgs kaufmännische Interessen waren immer auf Verständigung und gute Nachbarschaft gerichtet, auf offene Grenzen und auf Freiheit in der Welt. Es ehrt unsere Stadt, dass sie die amerikanischen Freiheitskämpfer um

George Washington ebenso unterstützte wie die Anfänge der französischen Revolution und den Freiheitskampf Simon Bolivars gegen die spanische Kolonialherrschaft.

Sicherlich, es waren immer auch ein Interesse am freien Verkehr der Waren und Dienstleistungen. Hamburgs Interesse an Freiheit und Frieden war immer auch ein kaufmännisches. Aber ich meine, es ist doch Stärke und keine Schwäche, dass materielle und geistige Interessen in unserer Stadt hier so positiv miteinander verschmelzen konnten.

In den Jahren nach 1945 haben wir diese offene Politik fortgeführt: die Politik der Elbe, formuliert von Kurt Sieveking, den Kampf für den Frieden und gegen den Atomtod, von Max Brauer, bis zu den Friedensdemonstrationen der vergangenen Jahre. Und ich meine, wir sollten uns zu dieser Tradition der Verständigung immer wieder bekennen. Sie schließt das Bekenntnis zur Verteidigungsbereitschaft und zum Bündnis ein.

diese internationale Ausrichtung Hamburgs kann auch den in unserer Stadt lebenden Ausländern zugute kommen. Aus sozialen Gründen verfolgt die Stadt heute eine Politik der Integration, also der Einbindung und Einbeziehung der Ausländer in das Leben der Stadt, noch nicht immer erfolgreich – wie ich zugebe –, manchmal noch gegen den falschen, wenn auch erklärbaren Widerstand der jeweiligen Nachbarschaft. Aber ich möchte hier an sie appellieren, dieser Integration einen zusätzlichen Akzent zu geben.

Hamburg war in der Geschichte häufig Zuflucht für Fremde. Und die Stadt musste dies nie bereuen. Die Fremden sind nach wenigen Generationen zu Hamburgern geworden, und sie haben die Stadt bereichert, geistig und wirtschaftlich. Hamburgs geistiges Gesicht wurde immer von dieser politischen Gastlichkeit gekennzeichnet.

Mir scheint, wir haben noch nicht ausreichend begriffen, dass unsere ausländischen Mitbürger in der Stadt auch ein erhebliches «Kapital» für die Stadt sein können. Die Anwesenheit der Ausländer in Hamburg ist insofern eine ungewöhnliche Chance für unsere internationalen Interessen, als sie Verbindungen in ihre Heimatländer bedeuten, auch wirtschaftliche. Wenn es uns nämlich gelingen würde, das kulturelle und das sprachliche Begabungspotenzial der nächsten Generation dieser in Hamburg lebenden Ausländer für die Stadt nutzbar zu machen, indem diese Begabungen ihre ursprünglichen nationalen Wurzeln produktiv einbringen in die Beziehungen zwischen Hamburg und diesen Ländern, dann könnte unsere Stadt erhebliche zusätzliche Vorteile im Handel und in den Wirtschaftsbeziehungen zu diesen Nationen entwickeln.

Ich frage daher, ob es der Hamburger Wirtschaft möglich wäre, ähnlich der Studienstiftung des Deutschen Volkes in der Bundesrepublik, eine «Schul- und Studienstiftung» für die in Hamburg aufwachsenden Ausländerkinder zu schaffen, die solchen besonderen hervorragenden Begabungen unter unseren jüngeren ausländischen Gästen auch besondere Entfaltungschancen eröffnet. Ich jedenfalls würde mich für eine solche Einrichtung, wenn sie aus der großen Tradition Hamburger Privatinitiative geschaffen würde, stets einsetzen und hilfreich zu sein hoffen bei einer eventuellen Verwirklichung.

Lassen Sie mich an dieser Stelle einige Worte zu den Hamburger Schulen sagen; denn das geistige Gesicht der Stadt wird durch diese selbstverständlich mitgeprägt.

Ich weiß, dass es Kritik an den Schulen gibt. Und nirgendwo in der Bundesrepublik, auch nicht in Hamburg, ist diese Kritik immer ganz unbegründet.

Wir haben in den vergangenen Jahren erkannt, dass wir wohl manchmal, wie andere Bundesländer auch, in dem Lehrplan der Schulen zu viele Auffächerungen hatten und daher die Grundkenntnisse zu wenig Aufmerksamkeit bekamen. Durch neue Lehrpläne wurden Wege eingeschlagen, dies zu korrigieren.

Ich möchte auf der anderen Seite unterstreichen, dass das Hamburger Schul- und Berufsbildungswesen, was Pluralität der Angebote, Freiheit der Eltern bei der Wahl der richtigen Schulform, Standard und Vielfalt des Unterrichts, Öffnung für Bereiche außerhalb der Schule, Pflege musischer, sportlicher und kreativer Tätigkeiten angeht, einen guten Platz in der Bundesrepu-

blik behaupten kann.

Hamburgs Schüler sind seit Jahren in den vordersten Reihen derjenigen zu finden, die durch Wettbewerbe in vielen Sparten Leistungswillen und Freude am schöpferischen oder auch nachdenklichen Tun erfolgreich demonstrieren: in den Sprachwettbewerben, in den Sportwettbewerben, auch in den Bereichen wie Schachwettbewerben, Wettbewerben in Mathematik, in den Naturwissenschaften und den Fremdsprachen, in der Musik und im darstellenden Spiel.

Die pädagogische und musische Grundlegung, die wir vor allem Alfred Lichtwark verdanken, hat allerdings über solche öffentlichkeitswirksamen Glanzpunkte hinaus in vielen unserer Schulen eine dauerhafte Hinwendung zu oft von Verschüttung bedrohten Elementen des Humanen und Sozialen bewirkt, die ich an dieser Stelle deshalb gern in Erinnerung bringe; denn es ist die «Lautlosigkeit», die hier oft übersehen wird. Solche Traditionen sind für die geistige Zukunft der Stadt bedeuten.

Angesichts des Rückgangs der Schülerzahlen ist unter den weiterführenden Schulen ein neuer Wettbewerb entstanden. Wir machen einen Fehler, wenn wir den «Kampf» um eine ausreichende Zahl von Schülern nur als ein Problem von Stress, Agitation oder Standortbehauptung der Schulen verstehen. In keinem anderen deutschen Gemeinwesen – soweit ich weiß –, wohl auch in keinem ausländischen, ist die Verbindung zwischen Elternwille und Schulformangebot so breit gefächert. Das ist gerade in Zeiten zurückgehender Schülerzahlen ein Anreiz für die weiterführenden Schulen, durch die Qualität ihres Unterrichtsangebotes, durch die Kompetenz des Kollegiums, durch das besondere pädagogische und soziale Klima, durch bewusste Schwerpunktsetzung auch in den Schulen Schüler und Eltern zu gewinnen, ein attraktives eigenes Profil zu pflegen und ihre Leistung insgesamt unter mehr Wettbewerb zwischen den Schulen auch zu verbessern.

Denn eines ist sicher: Die Qualität unserer Schulen wird für die Zukunft unserer Stadt entscheidend sein. So bauen wir auch im Zeichen unserer internationalen Interessen zum Beispiel den Sprachunterricht aus. Wo es Kritik an den Schulen zu üben gibt, muss der Staat zuhören, und, wenn diese Kritik begründet ist, auch Abhilfe schaffen.

Meine Damen und Herren! Der Charakter unserer Stadt hat wichtige Züge, die uns in besonderer Weise befähigen sollten, die vor uns liegenden Herausforderungen zu bewältigen. Ich habe sie genannt.

Ich möchte noch zwei weitere, eher politische Eigenschaften aufführen, die in der Geschichte Hamburgs eine besondere Rolle gespielt haben und die sich in der politischen Gemeinschaft unserer Stadt in besonderer Weise ausdrücken.

Es ist zunächst einmal die Fähigkeit zur Bildung von Konsens. man hat gelegentlich von der «Republik der Kaufleute und Arbeiter» in Hamburg gesprochen. Gewerkschaften, ich sage dies, waren angesichts der frühen Industrialisierung und der erheblichen sozialen Ungleichgewichte im neunzehnten Jahrhundert in unserer Stadt frühzeitig eine starke und konstruktive Bewegung. Sie haben in der Geschichte unserer Stadt die Fähigkeit bewiesen, beides miteinander zu vereinen: die Vertretung der Interessen der wirtschaftlich Abhängigen und die Wahrung der Interessen der ganzen Stadt.

Selbstverständlich gab und gibt es – und niemand weiß das besser als der Bürgermeister selbst – auch erhebliche Spannungen mit den Arbeitnehmerorganisationen. Aber ich glaube, wenn man dieses heute spürt, muss man auch immer an die besonderen Schwierigkeiten erinnern, mit denen wir es jetzt in Hamburg zu tun haben. Gemessen an diesen besonderen Schwierigkeiten – die uns allen bekannt sind –, scheint mir der Dialog doch bemerkenswert konstruktiv zu sein. So begrüße ich es, dass wir jetzt einen Weg gefunden haben, um in dem Dreieck zwischen Gewerkschaften, Kammern, Arbeitgebern und Mitgliedern der Regierung unter meinem Vorsitz eine regelmäßige Gesprächsrunde zu haben, die es uns, so hoffe ich, erlauben wird, die Interessen der Stadt noch stärker in das gegenseitige Verständnis einzubringen und damit auch die Grundlagen der Entscheidungen für unsere Stadt wirtschaftlich und politisch zu verbreitern.

Die zweite politische Eigenschaft Hamburgs, die ich hier hervorheben möchte, ist unsere Fähigkeit, im entscheidenden Moment die Kräfte der Stadt zu bündeln, um Schwierigkeiten zu überwinden. So war es in der Krise während des Dreißigjährigen Krieges; so war es zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Welt sich so zu verändern begannen, dass Hamburgs Stellung bedroht zu sein schien; so war es während der Besetzung durch die Franzosen zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts; so war es nach dem großen Brand im Jahre 1842, so war es in den großen Veränderungen nach 1918; und so war es wiederum im Aufbau der weitgehend zerstörten Stadt nach 1945. Immer diese ungewöhnliche Fähigkeit, die Kräfte zusammenzufassen und zu bündeln.

Diese Fähigkeit Hamburgs zur Erneuerung in der Tradition, zur Bündelung der Kräfte in Zeiten dramatischer Schwierigkeiten, hat ihre Wurzeln sicherlich auch in dem republikanischen Bürgergeist, der unsere Stadt über so viele Jahrhunderte geprägt hat.

Das geistige Gesicht unserer Stadt hat also auch politische Züge, auf die wir bauen können, wenn wir uns ihrer besinnen in den schwierigen Jahren, die vor uns liegen. Verantwortungsbewusstsein für die Stadt und Hamburger Bürgersinn, das sind deckungsgleiche Begriffe.

Konsens und Kraft brauchen wir heute auch zur Überwindung der Schwierigkeiten, die uns durch die ungerechte Finanzverfassung entstanden sind und weiter entstehen. Ich bitte sie, meine Damen und Herren: Helfen Sie bei der Bildung eines Konsenses für dieses Vorhaben in Karlsruhe und für die nachfolgenden Länderverhandlungen. Nehmen Sie meine Argumente ernst. Glauben Sie nicht, ich verbreite diese Argumente, um in irgendeiner Weise von den Schwierigkeiten der Stadt oder den Fehlern einer Regierung, die es unzweifelhaft gegeben hat, abzulenken. Tragen Sie mit dazu bei, dass im Sinne des Geistes unserer Stadt in dieser für die Stadt lebenswichtigen Frage alle Einrichtungen, die Kammern und die Arbeitnehmerorganisationen, die Arbeitgeberorganisationen, die Bürgerschaft und der Senat, an einem Strang ziehen. Es geht an dieser Stelle wirklich um das Schicksal der Stadt.

In den geschichtlichen Wurzeln unserer Stadt sind die geistigen Kräfte, mit denen wir den Herausforderungen der Zukunft entgegentreten können. In diesen Wurzeln liegen aber auch Gefahren. Eine nannte ich besonders: die missverstandene Tradition.

Der Stadtstaat ist wegen der Zusammenfügung von Kommune und Land wohl besonders schwierig zu regieren. Und die Notwendigkeit, eng und freundschaftlich mit den Nachbarländern zusammenzuarbeiten – wie dies heute endlich wieder der Fall ist –, schafft zusätzliche Aufgaben, die andere Bundesländer nicht haben.

Auf Grund der historisch überbrachten städterepublikanischen Verfassung hat der Stadtstaat trotz dieser Belastungen – Kommune, Bundesland und besondere Aufgaben in der Beziehung mit der Nachbarschaft – wohl die schwerfälligsten Instrumente aller Regierungen in der Republik.

Es würde heute Abend zu weit führen, wenn ich zu Ihnen über die Notwendigkeit des Überdenkens unserer Verfassung und der Organisation in der Stadt im Einzelnen spräche.

Aber ich bin tief davon überzeugt, dass die Instrumente unserer Verfassung heute unsere Arbeit gegenüber den Flächenstaaten schon deshalb benachteiligen, weil wir in der Spitze auf jeden Fall einer ganz erheblichen Doppelbelastung zwischen kommunaler Tätigkeit und Landesverantwortung unterliegen. Und das gilt nicht nur für den Bürgermeister, der mit Herrn Rommel über Probleme der städtischen Entwicklung und mit Herrn Späth über Fragen der Medien beraten muss, sondern das gilt für alle Senatoren und für einen erheblichen Teil der Spitze der Verwaltung. Und manchmal leiden beide darunter, das Kommunale und die Landesverantwortung.

Ich bin daher der Meinung, dass wir die Effizienz unserer politischen Arbeit in Hamburg erheblich straffen müssen. Die noch in dieser Legislaturperiode zu entscheidende Entflechtung zwischen Senats- und Bezirksaufgaben ist nur ein Teil, und nicht der schwierigste der Problematik. Ich glaube, dass wir notwendige Effektivität nur erreichen können durch ein mutiges und



unbefangenes Überdenken einiger traditioneller Elemente der Hamburger Verfassung. Mir schiene es zweckmäßig, wenn wir zu diesem Zwecke eine überparteiliche Enquete-Kommission einrichten würden, die für die nächste Legislaturperiode entsprechende Vorschläge unterbreiten könnte.

Ich komme zum Schluss. Das geistige Gesicht unserer Stadt ist mehr als die Addition einzelner, hervorstechender Hamburger Eigenschaften. Hamburg hat als Stadtrepublik über eine lange Geschichte einen Charakter mit markanten Zügen entwickelt.

Es ist richtig, dass sich in diesen Zügen auch Schwächen zeigen. Wir können auf unsere Stärken vertrauen, müssen aber auch an unseren Schwächen arbeiten.

Eine Schwäche zu nennen sei mir noch erlaubt: Hanseatische Zurückhaltung ist eine gute Sache, aber in der Darstellung unserer Stadt müssen wir offener und deutlicher werden. Es reicht nicht aus, wenn Gäste begeistert von Hamburg abreisen. Wir sollten sie schon vorher begeistern, damit sie kommen.

Unter keinen Umständen dürfen wir allerdings in dieser Selbstbesinnung auf Kräfte und in dieser Arbeit an unseren Schwächen andere einfach kopieren.

Alles, was Menschen und Gemeinschaften leisten können, können sie am Ende nur im Einklang mit sich selbst leisten. Im Einklang mit ihrer Person, mit ihrem Charakter, mit ihrem Geist. Im Widerspruch zu uns selbst sind wir schwach, und nur im Einklang mit uns selbst können wir unsere Kräfte wirklich entfalten.

Hamburg ist keine Residenzstadt, sondern eine Stadtrepublik. Hamburger sind keine Südländer, und das Meer schafft andere Voraussetzungen als die Berge. Das geistige Gesicht Hamburgs müssen wir kennen, und wir können es lieben. Das «Unternehmen Hamburg» kann auf den Geist der Stadt vertrauen, wenn wir, die Bürger, bereit sind, in diesem Geist zu arbeiten, in zu erneuern und Neuem zu öffnen.

So ist es möglich, die großen Kräfte, die Hamburg in seiner Geschichte erworben hat, fruchtbar für unsere Zukunft einzusetzen. Ich bin sicher, dass wir dies gemeinsam leisten können.

